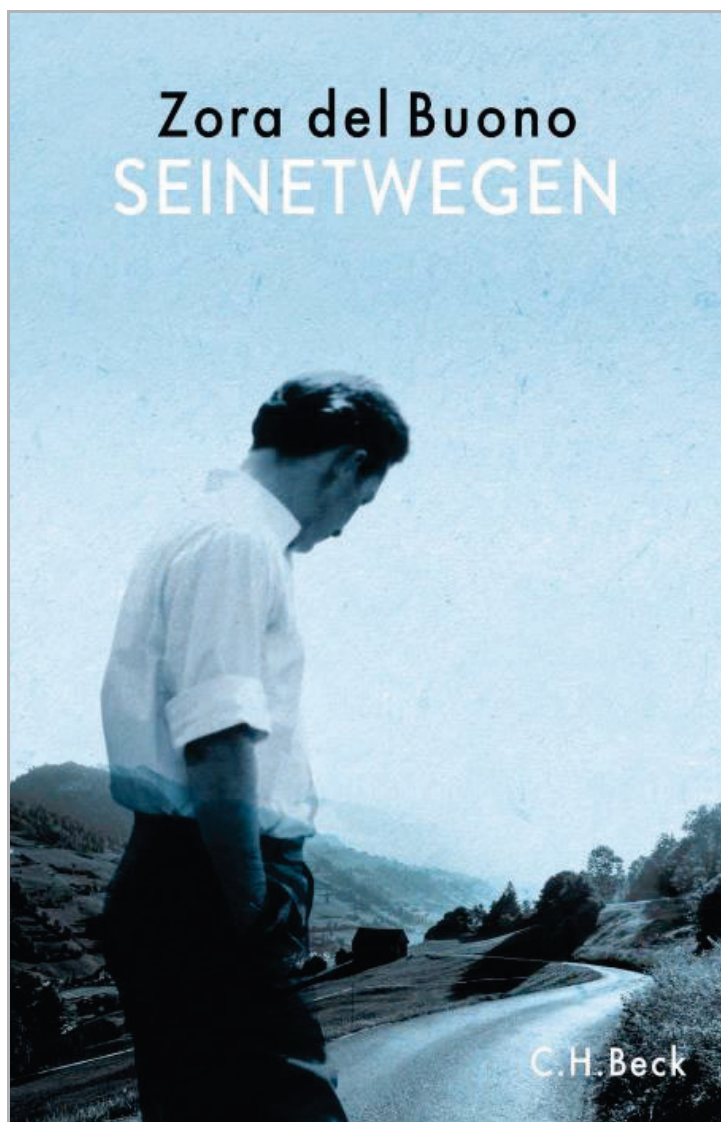


Unverkäufliche Leseprobe



Zora del Buono
Seinetwegen
Roman

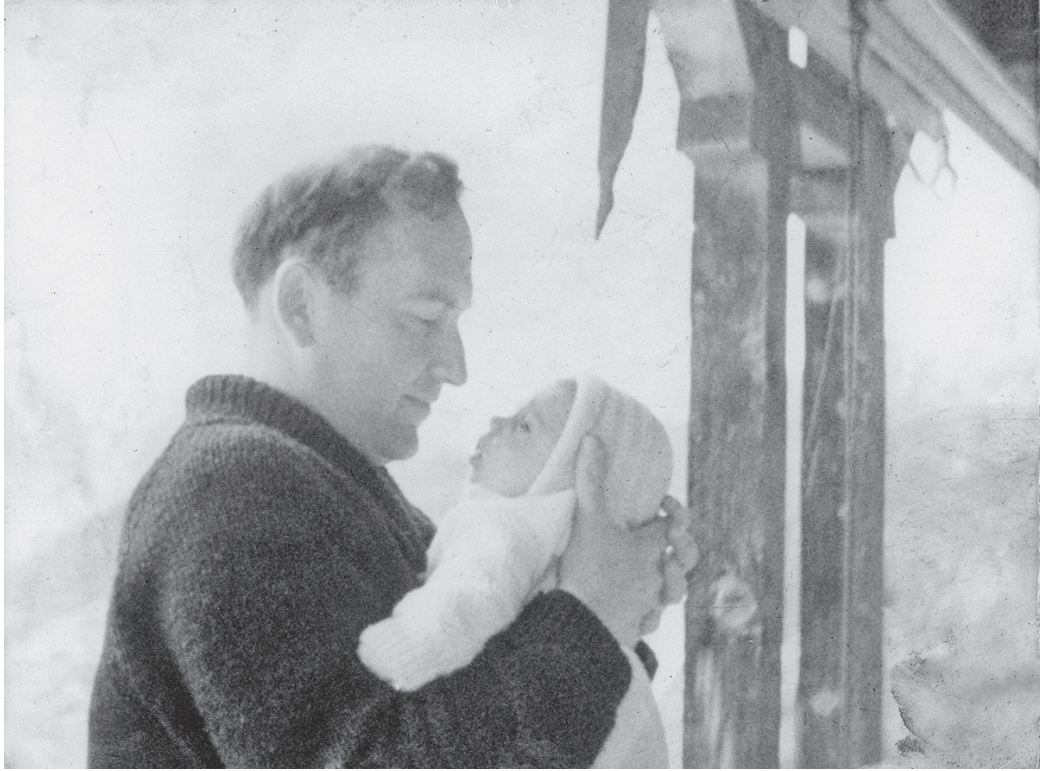
2024. 204 S., mit 9 Abbildungen
ISBN 978-3-406-82240-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36968544>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Zora del Buono

Seinetwegen



Zora del Buono

Seinetwegen

C.H.Beck

«Nie mehr, nie mehr!»

Und doch ist da ein Widerspruch:
dieses «Nie mehr» ist nicht ewig,
weil man selbst eines Tages stirbt.
«Nie mehr» ist das Wort
eines Unsterblichen.

Roland Barthes
Tagebuch der Trauer

Hügelige Landschaft, herrliches Wetter, ein Maitag, alles grünt. Auf dem Weg in die Berge auf Straßenschildern plötzlich die vertrauten Ortsnamen, *Uznach*, *Näfels*, *Kaltbrunn*, immer wieder gehört, unwiderruflich eingegraben ins Kinderhirn, aber nie richtig zugeordnet: Wo ist der Unfall passiert, wo war das Krankenhaus, in das man die Verletzten überführt hat, wo fand der Gerichtsprozess statt? Wenn die Namen früher auftauchten, auch in Gesprächen anderer Leute, die nicht das damit verbanden, was wir damit verbanden, zuckte ich zusammen, *Uznach*, *Näfels*, *Kaltbrunn*; hoffentlich hört Mutter die schlimmen Wörter nicht.

Seit Jahren denke ich, wenn ich eines dieser Ortsschilder passe: Ob E. T. wohl noch lebt? Er müsste Mitte achtzig sein. Wie hat er die letzten sechzig Jahre verbracht, mit seiner Schuld? Und dann der Gedanke: Ich muss ihn suchen, ihn aufsuchen. Den Töter meines Vaters.

Ich kenne nur seine Initialen: E. T.

Als Kind fantasierte ich oft, dass ich ihn finde und zur Rede stelle und damit Mutter räche. Es waren melodramatische innere Filmchen, die ich da produzierte, ich hatte die Dimension des Geschehens überhaupt nicht erfasst. Mit zehn versteht man die Endgültigkeit von Tod noch nicht (falls man sie überhaupt jemals versteht). Später verflog der Gedanke.

Erst in letzter Zeit taucht er wieder auf.

Vaters Schwager, mein Patenonkel, Besitzer und Lenker des *VW Käfers*, sagte im Alter einmal, es sei das Drama seines Lebens, das ihn nie losgelassen habe. Hundertfach, vor allem nachts, die Überlegungen, *hätte ich nicht das Steuer rumreißen können, habe ich etwas übersehen, hätte ich schneller reagiert, wären wir später losgefahren oder früher, nur eine Minute später oder früher, es wäre nicht passiert*. Er, der Unschuldige, machte sich Gedanken über seine Schuld, während der Schuldige sich Gedanken um seinen Ruf machte.

Lindgrüne *VW Käfer* gab es viele. Da saßen Menschen drin, die nichts von unserer persönlichen *Käfer*-Tragödie wussten. Es ist ein Auto, das man gern anschaut, fröhlich, ein brummendes buntes Tier, für viele war es ihr erstes Auto überhaupt, ein Freiheitsversprechen; für uns war es der Tod. Im Herbst 1938 gingen die ersten Exemplare in Betrieb, es war das Auto, das sich Adolf Hitler für sein Volk gewünscht und bekommen hat. Bis 2002 war der *Käfer* das meistverkaufte Auto überhaupt, dann wurde er abgelöst vom *VW Golf*.

Wie viele Menschen starben seit 1938 in einem *VW Käfer*? Man ist überfordert mit dieser Frage. Es werden Abertausende sein.

1963 besaßen nur wenige Autos Kopfstützen, obwohl schon 1921 ein Amerikaner namens Benjamin Kratz ein Patent für sein *headrest* erhielt (*Kopfruhe*, ein schönes Wort). Hätte das Auto des Patenonkels (Onkel klingt so alt, er war dreiundzwanzig, als ich zur Welt kam, und vierundzwanzig, als der Unfall geschah) Kopfstützen gehabt, hätte Vater, den ich bestimmt *papà* genannt hätte, wahrscheinlich überlebt. Der Aufprall brach ihm das Genick. Das ist auch etwas, was sich der Patenonkel vorwarf: Hätte der Wagen doch Kopfstützen gehabt.

Ein Karl Meier aus dem Saarland, der dort das Kfz-Handwerk gelernt hatte und dann in die Schweiz zog, um Faltdächer für Cabriolets zu entwickeln, kehrte 1936 nach Deutschland zurück, ging zu *Opel* nach Rüsselsheim, wo er den *Kadett* von seinem letzten Stück Holz befreite. Dann der Schritt zur *Gesellschaft zur Vorbereitung des deutschen Volkswagens*, die Ferdinand Porsche leitete. Meier sollte sich um die Innenausstattung der Autos kümmern, für 430 Reichs-Mark monatlich, achtzehn Patente sind ihm zuzuschreiben. Der *Käfer* wurde sein Paradestück. Nach dem Krieg verließ er *VW*, eröffnete in einer Holzbaracke eine Werkstatt, erfand den bunten

Schonbezug für Autositze, VW übernahm die Idee. 1952 gründete er die Firma *Kamei* (Karl Meier), es folgte seine vielleicht bahnbrechendste Erfindung nebst dem *Körperformsitz*: die aufsteckbare *Schlummerrolle*, die auch als Kissen oder Armlehne verwendbar war. Die Kritik war groß, Autofahrer könnten einschlafen, hieß es. Meier entgegnete: Ein «Autofahrer muss es bequem und komfortabel haben, umso entspannter kann er sich auf den Verkehr konzentrieren. Außerdem schützt die Rolle das Genick bei einem Unfall.» Aus dieser Schlummerrolle wurde die erste Sicherheitskopfstütze der Welt, im September 1969 von der TU Berlin geprüft: «Die Belastungen im Kopf und in der Halswirbelsäule werden deutlich herabgesetzt, und Schleuderbewegungen des Kopfes werden weitgehend verhindert.»

Immer, wenn ich Oldtimer ohne Kopfstützen sehe, erschrecke ich, fantasiere das Schlimmste, sehe den Aufprall vor mir, den nach hinten und wieder nach vorne geschleuderten Schädel, höre ein knackendes Geräusch, möchte an die Scheibe klopfen und die Insassen warnen und tue es doch nicht.

Der allererste Kinofilm, den ich geschaut habe, war *Bambi*. Tante Anni nahm mich mit ins Kinderkino am Bellevueplatz in Zürich, so hieß es auch: *Kino Bellevue*. Heute ist es ein für seine kitschige Dekoration berühmtes Café. Fast jedes Zürcher Kind dürfte dort seinen ersten Kinofilm gesehen haben, 1921 war das Lichtspielhaus eröffnet worden. Wenn man aus

dem Kino trat, war da gleich die *Riviera*, eine Treppenanlage an der Limmat, die in den 1980ern berühmt wurde, wir, die linke, gern kiffende Jugend hockte dort stundenlang auf den Stufen herum; gegenüber waren, so hat man später erfahren, Kameras installiert, der Staat bespitzelte seine Kinder, wir waren Teil des *Fichenskandals*, der Jahrzehnte dauerte und 1990 endete. Im Laufe der Zeit hatten sich 900 000 Aktennotizen des Staatsschutzes angesammelt. Unvergesslich ein Auszug aus der Fiche von Max Frisch: «Reiste am 23.8.48 nach Polen zur Teilnahme am Weltkongress der Intellektuellen für die Sache des Friedens».

Bambi ist mir in Erinnerung als ein Ereignis, bei dem ich viel weinte und am Ende trotzdem glücklich war. Ich weinte um die totgeschossene Mutter des kleinen Hirschs, ich weinte darum, dass er nun auch Halbweise war (so wie ich), ich weinte, weil Bambi so viele Freunde hatte, die sich kümmerten, das Kaninchen Klopfer, das Stinktier Blume und Freund Eule. An jenem Kinotag habe ich angefangen, Jäger zu verachten, und es hat nichts genützt, dass ich Jahrzehnte später *Die Leidenschaft des Jägers* des großen Psychoanalytikers Paul Parin gelesen habe, der selbst Jäger war, worin er von ritualisierter Gewalt spricht, von Gier und Wollust, er schreibt, dieser Trieb sei dem Menschen angeboren, was ich erstaunlich finde, wo doch nur 0,3 Prozent der Bevölkerung Jäger sind.

Im selben Kino habe ich auch *Herbie – Ein toller Käfer* gesehen, der 1969 in die deutschsprachigen Kinos kam. Im Original heißt er: *The Love Bug*. Der weiße VW Käfer führt ein

Eigenleben, entscheidet Dinge, fährt über Wasser, ist ein sympathisches Wesen, eine beseelte Maschine. *Herbie* wird im Film zum Rennwagen, auf seiner Kühlerhaube thront die Nummer 53. Ein richtiggehender *Herbie*-Kult setzte ein, VW *Käfer* überall, auf Plakaten, in Zeitungen, in Spielwarenläden. 1953 ist das Jahr, in dem sich meine Eltern kennenlernten, die 53 ihre Schicksalszahl. Ich stelle mir Mutter vor, wie sie überall von *Herbie* verfolgt wird, der so munter Unfällen entkommt, sich mehrfach überschlägt, quer über Straßen rast, ein richtiggehender Rowdy mit Herz ist dieser Wagen, nichts kann ihn töten.

Später, die Vorbereitung auf die Firmung. Der Pfarrer vom Nachbarort (in unserem gab es nur eine protestantische Kirche, ich war aber katholisch) dreht mit uns über mehrere Wochenenden einen Kurzfilm. Gruppengefühl, Gemeinschaftserlebnis. Wir sind vierzehn Jahre alt. Ich spiele die Hauptrolle. Die Erinnerung an den Film ist weg, aber die zentrale Szene habe ich nicht vergessen, den *plot point*. Ich sitze am Steuer des VW *Käfer* (!) des Pfarrers, auf dem Schoß (!) dieses Mannes, dessen Arme mich auf Hüfthöhe umschlingen, um möglichst unsichtbar den Wagen zu steuern, während ich tue, als führe ich. Ich erinnere mich an ein Engegefühl, an Atmen hinter mir, aber auch an die freudige Aufregung, am Steuer sitzen zu dürfen. Und an Ketchup auf meinem Gesicht. Ein Unfall sollte simuliert werden, es ist mir bis heute ein Rätsel, wie in *Gottes Namen* dieser Pfarrer auf die Idee kam, ausgerechnet mich als

Überlebende eines Autounfalls zu casten. Wissend, dass meine Mutter sich den Film ansehen würde? Jeder kannte unsere Geschichte. Mutter war die attraktivste junge Witwe weit und breit. War der Pfarrer ein Sadist? Gedankenlos? Oder einer mit einem verquerten therapeutischen Ansatz?

IM KAFFEEHAUS I (über das Morden):

Also bitte, die Sache mit dem Pfarrer ist ja allerhand, ent-rüstet sich Isadora.

Klarer Fall: ein Sadist, sagt Henri.

Isadora ist Psychiaterin – nicht Psychologin, ein entscheidender Unterschied, wie sie betont. Sie trägt gern bunte Kleidung, roten Lippenstift, Fingerringe in täglich wechselnder Zusammenstellung, ihre Wohnung sieht aus wie die einer Studentin, Kleider und Schuhe in wildem Durcheinander auf dem Dielenboden. Sie redet schnell und viel, ein hellwacher Geist, eine deutsche Intellektuelle alter Schule. Auf sie trifft zu, was die Satirikerin Fanny Müller in einem wunderbaren Dialog ihre Figur Frau K. sagen ließ: «Frau M.: ‹Ich nehme an, Sie haben in Ihrem Leben schon alles gesehen?› Frau K.: ‹Zweimal.›» Isadora hat alles mindestens zweimal gesehen, *nichts Menschliches ist ihr fremd*.

Henri hat einst die Kunstschule besucht, ist Raumgestalter und Autor, ein eleganter schwuler Mann mit markantem Gesicht, wie geschnitzt, ein Gesicht zum Verweilen. Beide sind über siebzig, sie treffen sich samstags nach dem Markt in einem Café, gelegentlich geselle ich mich dazu.

Vielleicht ein Frauenhasser, sagt Isadora, eine frühe Form des Incels, so wie damals dieser Pommerenke.

Pommerenke?, frage ich.

Ein Vergewaltiger und Frauenmörder, sehr bekannt, ein Serienkiller, saß ewig im Gefängnis, erklärt Henri.

Kam aus der DDR, floh nach West-Berlin, wohnte später in Zürich und Schaffhausen, sagt Isadora.

Und dann eben bei uns.

Wo, bei uns?, frage ich.

Im Schwarzwald, da hat er mit der Morderei angefangen. Wir kommen doch beide daher, das war nicht weit von uns. Man hat immer über ihn gesprochen. Er hat die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzt, sagt Henri.

Er hat einen Monumentalfilm im Kino gesehen, in Karlsruhe, '59 muss das gewesen sein, sagt Isadora.

Die zehn Gebote.

Genau! *Die zehn Gebote.* Da hatte er eine Art Erweckungs-erlebnis bei einer Szene mit spärlich bekleideten Frauen. Sah sie ums Goldene Kalb tanzen und fand, die Frauen seien die Ursache allen Übels dieser Welt, man müsse sie vernichten. Er müsse sie vernichten.

Hat noch in dieser Nacht die erste Frau umgebracht.

Er ging aus dem Kino und ermordete eine Frau?, frage ich.

Vergewaltigte sie, schlitzte ihr die Kehle auf, sehr übel.

Er war auf einer Mission.

Was ihr da erzählt! Das ist ja grauenhaft!

Liebes, weißt du, wie man in den Sechzigern über Frauen gesprochen hat? Im Malergeschäft meines Vaters gab es einen,

der sagte grundsätzlich nur FRAU = SAU, immer. Strich
wochenlang Heizungsrohre und an allem war FRAU = SAU
schuld, sagt Henri.

Incels sind überall, nickt Isadora.

Hattest du schon einen Mörder als Patienten?, frage ich.

Nicht bewusst. Aber weiß man's?

Wir bestellen eine weitere Runde Tee.

Ich trage Mutters Ring. Sie hat ihn zu meiner Geburt von
ihren Schwiegereltern geschenkt bekommen, ein Diamant in
Weißgold, von dem es immer hieß, er sei unglaublich teuer,
kostbar wie ein *Maserati* (!), eine Art Notreserve für Krisen-
zeiten, besser noch als Gold (wenn alles schiefgeht, fanta-
sierte ich als Kind, verkauft Mama ihn und wir zwei fangen in
Amerika ein neues Leben an). Drum trug sie ihn immer, Tag
und Nacht, Jahr für Jahr. *Ein Ring ist am sichersten am Finger*,
sagte sie.

Der Ring und ich fahren im Zug nach Antwerpen, unsere
erste gemeinsame Reise. Antwerpen als Diamantenstadt
scheint mir ein passendes Reiseziel. Dass ich Mutter den Ring
abgenommen habe und ihn jetzt selbst trage, hat Über-
windung gekostet. Wenn ich sie besuche, werde ich ihn nicht
tragen, sie könnte ihn erkennen und denken, ich sei eine
Fremde, die sie bestohlen hat.

Letzten Monat hatte sie ihn verlegt, wir mussten lange
suchen, bis wir ihn wiederfanden: in einer zerknautschten
Medikamentenschachtel. In jenem Moment beschloss ich,

ihn ihr nicht zurückzugeben. Sie weiß nicht mehr, dass sie einen Ring besitzt, einen Brillanten, so teuer wie ein Auto. Sie erinnert sich auch nicht an ihre süditalienischen Schwiegereltern und nicht an ihren Mann, um den sie fast ein Leben lang getrauert hat.

Zweimal ging der Diamant verloren, hatte sich aus der Fassung gelöst, die wie ein hässliches Stahlgerüst an Mutters Finger klaffte; da war ich noch ein Kind. Das eine Mal fanden wir ihn im Kaninchenstall im Stroh wieder, das andere Mal in der Holzskulptur eines zeitgenössischen Bildhauers in dem Museum, das meine Mutter leitete. Beide Male hatte helle Aufregung geherrscht.

Nichts in unserem Leben verkörpert die Aura des Familiären so wie dieser Ring. Und jetzt trage ich ihn. Mutter hat die schöneren Hände als ich, an ihr sah er elegant aus, stimmig, an mir wirkt er leicht deplatziert. Ich denke, jeder erkennt sofort, dass ich ein Auto am Finger trage. Etwas, das ich nicht verdiene. Ich fühle mich gleich in dreifacher Hinsicht schuldig: weil es Mutters Ring ist (aber soll ich ihn in einen Safe legen, bis sie tot ist?), weil ich ahne, unter welchen Bedingungen der Diamant in den 1950ern in Südafrika abgebaut wurde, und weil ich denke, was man mit dem Erlös Gutes tun könnte. Doch mir widerstrebt es, diesen Stein an der Hand einer fremden Frau zu wissen. Eher werfe ich ihn ins Meer, als ihn zu Geld zu machen, denke ich. Das Symbol der Liebe meiner Eltern. Ich die Frucht davon. Die Goldschmiedin, die ihn geprüft und gereinigt hat, sagte: *Du wirst dich dran gewöhnen. Ihr werdet zusammenwachsen.*

In Antwerpen will ich ein schmales Ringlein kaufen, das sich vor den Brillanten schieben lässt, *einen Stopper*, sagte die Goldschmiedin, gegen die Verlustangst. Hinter dem Bahnhof liegt das Diamantenviertel, ein Geschäft neben dem anderen, es funkelt und glitzert überall. Schätzungen werden angeboten, Ankauf, Verkauf, schnelles Geld winkt. Manche Geschäfte sehen suspekt aus, andere bieder, zweimal gehe ich unverrichteter Dinge wieder raus. Der dritte Laden ist der richtige, die Inhaberin angenehm, ein Kommen und Gehen, *goedendag, goedendag, shalom, shalom*. Die Chefin sieht sich den Diamanten genauer an, sie schätzt ihn auf knapp 2 Karat, Farbe *k*, Reinheit *vs*. Der Gatte kommt, sagt, der Stein sei *jack*. Was das bedeute, frage ich. Viel kostbarer als *k*, sagt sie, 50 000 mindestens. Er legt den Ring auf ein Gerät, das alles vermisst. Man hätte das Gerät nicht gebraucht, die Chefin hatte recht, 1.9 Karat, *vs*, aber kein *jack*, nur *k*, 9000 ungefähr. Ich bin erleichtert, es ist nur ein gebrauchter Kleinwagen, den ich am Finger trage. Und gleich fühlt er sich leichter an.

Im Zug zurück eine seltsame Szene. Ein Kleinkind, ein blondgelocktes Mädchen, vielleicht zwei Jahre alt, zieht protestierend seine Hose aus und sitzt in der Windel mitten auf dem Gang des ICE. Sie zetert und schreit. Die Mutter fragt, ja, was willst du denn? Der Vater sagt, vielleicht ist die Windel voll. Die Mutter fragt, soll ich dir die Windel wechseln? Das Kind verstummt. Der Vater hebt die Kleine auf den Nebensitz, sie

sitzt mir nun schräg gegenüber. Sie verschränkt die Daumen ineinander und legt sie in den Schoß, sie fängt an, das Daumenpaar am Windelhöschen zu reiben, drückt rhythmisch darauf, es dauert ein wenig, bis ich merke, was sie tut. Sie streckt die nackten Beine aus, lehnt sich zurück, drückt fester, schneller, ihr Blick wird glasig und fern, sie schnauft. Ihr Gesicht sieht aus wie das einer erwachsenen Frau, gekrauste Stirnfalten darin. Dann plötzlich ist sie fertig, schüttelt sich wie ein Hündchen und ist wieder ganz im Hier. Ich bin erstarrt, habe ihr im intimsten Moment zugeschaut, mich währenddessen gefragt, ob ich die Eltern ansprechen soll, warum um Himmels willen sie ihre masturbierende Tochter der Öffentlichkeit preisgeben, ob sie sich nicht schuldig fühlen, aber ich wollte niemanden in Verlegenheit bringen, also habe ich geschwiegen und in dieses erschütternd alte Gesicht geblickt und mich nicht gut gefühlt dabei.

Ihr Bruder, erzählt mir eine junge Frau bei einem Abendessen, sei von einem Auto angefahren worden, sein Leben habe sich dadurch wenig verändert, er sich hingegen schon. Es war an einem Volksfest in der Solothurner Provinz, eine Gruppe junger Leute zog von einer Kneipe zur nächsten, das mache man an diesem speziellen Wochenende so, es sei lustig gewesen, und alle betrunken, als sie auf dem Trottoir nach Hause gingen. Ein Auto raste auf sie zu, fuhr über die Bordsteinkante, riss den Bruder mit, der zu Boden fiel und schwer verletzt liegen blieb. Das Auto fuhr weiter, Fahrerflucht, der

Schuldige wurde nie gefunden. Der Bruder, keine dreißig Jahre alt, musste zahllose Operationen über sich ergehen lassen, am Rücken vor allem, aber auch im Gesicht. Kieferknochen mussten neu gestaltet werden, die Stirn auch, er sieht jetzt anders aus. Wenn sie an ihren Bruder denkt, hat sie noch das alte Gesicht im Kopf, und wenn er dann auf sie zukommt, denkt sie, ach stimmt, so sieht er heute aus. Sie hat sich an den fremden Ausdruck noch immer nicht gewöhnt.

Erinnerung an Anneke, die ein stark fliehendes Kinn hatte, sich mit fünfundzwanzig operieren ließ, weil man sie dazu drängte (vor allem ihr Freund), und Jahre brauchte, bis sie nicht mehr erschrak, wenn sie morgens in den Spiegel schaute. Im Laufe des Tages gewöhnte sie sich an die neue, die schönere Anneke, aber direkt nach dem Schlaf war sie noch die alte, die echte Anneke, die sie eigentlich lieber mochte, wie sie mir gestand.

Der Osteuropa-Spezialist einer deutschen Zeitung habe erzählt, sagt mein Mitbewohner, dass ihn eine Woche nach Beginn der russischen Invasion ein befreundeter ukrainischer Bauer angerufen habe, seine Kühe würden neuerdings schreien, er wisse nicht, was tun, zum Beweis hielt der Bauer das Handy zwischen die Kühe und tatsächlich hört der Redakteur eigenartige Klagen und Schreie. Das seien die sterbenden russischen Soldaten, erklärt der Bauer, die von ihren

Kameraden über den Zaun auf die Weide geworfen worden seien, entsorgt zwischen Rindern. Die andere Geschichte: Schwerverletzte russische Soldaten würden hintereinander auf die Straße gelegt, dann von einem Panzer überrollt. Keine Zeit und Kapazitäten für verletzte Soldaten. Falls die Schilderung stimmt: Wie verläuft das weitere Leben des Panzerfahrers, der seine eigenen Kameraden plattgewalzt hat? Wie kann er leben mit dieser Schuld? Mit diesen Bildern im Kopf? Wird er überhaupt weiterleben oder sich selbst töten nach dem Krieg, so wie zahllose Soldaten sich umgebracht haben nach Kriegen.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de